Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 84 (1990)
Heft: 6

Artikel: Libanesischer Alltag
Autor: Isenschmid, Annemarie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143547

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Annemarie Isenschmid

Libanesischer Alltag

Nun ist es also soweit: Endlich soll ich in den Libanon fliegen, endlich einmal intensiven Kontakt haben mit unserer Partnerorganisation und das Projekt in seinem Umfeld sehen, das der Christliche Friedensdienst (cfd) seit einigen Jahren unterstützt (vgl. Kästchen).

Ein Telex, der meine Ankunft in Beirut ankündigt, und darauf die Antwort: «Die Sicherheitssituation verschlechtert sich laufend.» Erst einige Tage nach meiner Ankunft erfahre ich, was dieser Satz im Klartext meinte: «Überleg es dir noch einmal, vielleicht kommst du besser nicht, nicht jetzt...» Aber da ist es zu spät für derartige Überlegungen. Ich bin in Beirut, mit dem Minimalprogramm im Gepäck, das Projekt zu sehen, und mit der Hoffnung, dass ich mich in der ungewohnten Situation nicht allzu dumm anstelle und nicht zu einer unerträglichen Belastung werde für die Leute, die für meine Sicherheit die Verantwortung übernommen haben.

Nun, es wird viel mehr daraus als eine simple Projektreise: Der zweiwöchige Aufenthalt wird zu einer intensiven Begegnung mit Menschen, die unter oft unwürdigen Umständen den Anspruch stellen, zwischen den mörderischen Fronten nicht nur zu überleben, sondern zu leben. Zwei Wochen lassen mich die Freunde mit einer Herzlichkeit an ihrem schwierigen Alltag teilhaben, die mich auch Wochen nach der Rückkehr noch berührt und beschäftigt.

Gleichzeitig wird mir in diesen zwei Wochen aber auch klar, warum so viele andere den Mut verlieren und in der Flucht aus dem Libanon den einzigen Ausweg aus ihrer verzweifelten Situation sehen.

Das Projekt: Jugendzentrum/Begegnungsort in Westbeirut

Der cfd arbeitet im Libanon mit SDPI (Solidarité Développement Pair International au Liban) zusammen. Diese Organisation verfolgt mit ihrer Arbeit vor allem zwei Hauptziele:
– Sie will mit allen Bevölkerungsgruppen solidarisch sein und die Leute darin unterstützen, nationale, religiöse und konfessionelle Gräben zu überwinden.
– Sie unterstützt die Leute in ihren Bemühungen, auch unter der entwürdigenden Situation des Krieges nicht entmündigt zu werden und in Würde zu leben.

Das «Jugendzentrum-Projekt» ist ein gutes Beispiel dafür, wie diese Arbeit konkret aussehen kann: In Kellerräumen der melkitischen Kirche in Westbeirut bauten SDPI-Leute und Freiwillige in ca. zwei Jahren einen Treffpunkt wieder auf, der in bescheidenerem Rahmen bereits früher existiert hatte, der aber nach einem Bombenangriff 1983 unbrauchbar geworden war. Trotz der schwierigen Umstände, die immer wieder zu Unterbrüchen in der Arbeit führten, konnten die Arbeiten kürzlich beendet werden, und der Bevölkerung steht nun ein Angebot an Räumlichkeiten zur Verfügung, wie es für ganz Westbeirut einzigartig ist, mit einem Mehrzweckraum für Theater und Musik, einem Raum für verschiedene Kinderaktivitäten, einem Gymnastikraum. Verschiedenste Gruppen haben ihre Aktivitäten bereits aufgenommen, neue interessieren sich für eine Mitarbeit.

SDPI selbst konzentriert seine Kräfte im Moment auf den Aufbau je einer Bibliothek für Erwachsene und für Kinder, auch dies etwas, was in Westbeirut nicht (mehr) existiert.

Genau wie in SDPI Leute verschiedener nationaler und religiöser Herkunft zusammenarbeiten, sind auch die BesucherInnen des Zentrums bunt gemischt.

SDPI-Sozialarbeiter, Animatoren und Animatorinnen unterstützen sie bei der Überwindung von alltäglichen Konflikten und Problemen. Diese machen nicht halt an der Türe des Zentrums, und bereits hat sich die Arbeit des SDPI-Teams auf die Familien der KlubbesucherInnen ausgedehnt.

Meine privilegierten Gastgeber...

Ich bin im Hamra-Quartier untergebracht, der früheren Vergnügungsmeile Westbeiruts: Auf einem alten Stadtplan zähle ich gegen zwanzig Kinos auf engstem Raum, die grossen internationalen Hotels finden sich dort, wenigstens auf dem Papier, und auch die meisten Botschaften hatten sich dort niedergelassen, mit einem Teil der Beiruter Oberschicht im Schlepptau.

Heute sieht die Sache anders aus: Die riesigen Hotelkästen sind nur noch ausgebrannte, zerfallende Gerippe, die meisten Botschaften haben den Libanon verlassen, und bei ehemals luxuriösen Appartementhäusern sind die Fensterscheiben notdürftig durch Armierungseisen an der Hauswand festgehalten, die Fassaden sind von Schiessspuren gesprenkelt oder von Granat-

treffern durchlöchert, und vor den Fensterhöhlen flattert Wäsche. Ganze Blocks sind von palästinensischen Flüchtlingen besetzt. Nur die Luxusrestaurants im Erdgeschoss geben noch einen Eindruck von früherem Glanz: weissgedeckte Tische, eilfertige, uniformierte Kellner, gedämpftes Licht und sanfte Hintergrundmusik.

Auch das Riesengebäude, in dem meine Gastgeber wohnen, hat schon bessere Zeiten gesehen. Im Dunkel rumtappend, nehmen wir den Aufstieg in den 8. Stock unter die Füsse. So bleibt den Augen reichlich Zeit, damit sie sich an die Dunkelheit gewöhnen können: Das Treppenhaus ist schmuddelig, verwahrlost, alle Scheiben sind geborsten; niemand hat ein Interesse daran, sie zu ersetzen und nach dem nächsten Granattreffer die Splitter zusammenzukehren.

Ich werde in der riesigen Wohnung herumgeführt. Verloren stehen einige hässliche alte Sessel im Salon, die Zimmer sind verstellt mit abgeschabten Schränken. Vor den Fenstern baumeln Storen, die dem Luftdruck einer Explosion irgendeinmal nicht standgehalten haben, und die Scheiben in der Türfassung sind längst bei einer Granatexplosion durch den Druck in Brüche gegangen.

Ein Bekannter hat meinen Gastgebern bei seiner Abreise in die Staaten dieses Appartement überlassen, und seit ein paar Jahren lebt A. hier mit seiner Familie in einem Dauerprovisorium, nachdem es irgendeinmal zu gefährlich geworden war, zeitweise unmöglich, zwischen der Wohnung im Ostteil der Stadt und dem Arbeitsplatz im Westen zu pendeln. Sämtliches Mobiliar haben sie in ihrer Wohnung in Ostbeirut zurückgelassen, hier gehört ihnen überhaupt nichts.

Vor ein paar Tagen ist vor ihrem Haus in Ostbeirut eine Granate explodiert, noch wissen sie nicht, wie gross der Schaden ist, eine Passage war seither noch nicht möglich.

Seit die Kämpfe zwischen den christlichen Faktionen im Ostteil von Beirut vor zwei Monaten angefangen haben, ist die Strom- und Wasserversorgung in ganz Beirut praktisch zusammengebrochen, folglich brauchen das Badezimmer und seine Benützung erst mal eine längere Erläuterung auf unserem Wohnungsrundgang: «Mit diesem Kübel spülst du die Toilette, den da nimmst du zum Händewaschen, für deine tägliche Toilette behilfst du dir vielleicht am besten mit dem kleinen Kübel hier.»

Als Reservoir dient die Badewanne: Praktisch jeden Tag, leider aber nicht immer um dieselbe Zeit, sprudelt wenigstens Brackwasser aus der Röhre, und ist im richtigen Moment jemand zuhause, wird die Wanne wieder aufgefüllt. Augenzwinkernd eröffnen mir meine Gastgeber, dass ich als Ausländerin natürlich eine Sonderbehandlung geniesse: Für übermorgen ist ein Besuch vorgesehen bei Bekannten im Süden, die den ganzen Tag über fliessendes Wasser verfügen. Ich werde also bereits nach zwei Tagen zu meiner ersten Dusche kommen.

Dann geht es ab in die Küche, wo zu meinem Empfang kräftig aufgetischt wird, all die feinen Plättchen, die für die nahöstliche Küche typisch sind.

Dieselgestank dämpft allerdings den Appetit ein wenig, und das Tischgespräch wird spielend von einem Generator übertönt, der auf dem Küchenbalkon vor sich hinknattert.

Meine Gastgeber sind privilegiert: Sie konnten sich die Anschaffung eines Generators erlauben und leisten sich nun den Luxus, am Abend für einige Stunden Elektrizität in der Wohnung zu haben. Nur in wenigen Gebäuden versorgt ein zentraler Generator alle Haushalte wenigstens stundenweise mit Strom.

Wer zum riesigen Heer der Arbeitslosen gehört, wird solche Annehmlichkeiten wohl kaum kennen, und wer mit dem gesetzlichen Mindestlohn von momentan 70 Dollar auskommen muss, hätte für einen «Familiengenerator» ca. 25 Monatslöhne hinzublättern. Sie alle müssen sich mit Kerzen und mit Campinglampen behelfen.

Säuberlich aufgereiht stehen auf dem Balkon Kanister: Einige gefüllt mit Diesel, andere mit Trinkwasser, das nach und nach in handlichere Gebinde abgefüllt wird, aus dem sich auch die Kinder ohne Hilfe der Erwachsenen bedienen können.

Noch ein Privileg: A.'s besitzen ein Auto und haben Bekannte und Verwandte am richtigen Ort, dort nämlich, wo noch Trinkwasser aus den Hahnen fliesst. An diesem Vorteil lassen sie die andern grosszügig teilhaben: Es ist nicht selten, dass sie zur grossen Freude der Gastgeber bei einer Ein-

ladung mit einem 25-Liter-Kanister vor der Türe stehen. Im Gegenzug ist es für einen Gastgeber ein Vergnügen, wenn er seine Freunde an den Segnungen von rund um die Uhr fliessendem Brackwasser teilhaben lassen kann. Bevor ein gemeinsames Abendessen beginnt, gibt es oft eine längere Apérophase, während der sich ein Gast nach dem andern ins Badezimmer zurückzieht.

Meine erste Nacht in Beirut ist nicht sehr ruhig: Im Nachbargebäude ist eine Druckerei untergebracht, folglich röhrt aus dem Hof fast die ganze Nacht ein sehr potenter Generator herauf. Endlich wird es ruhig, ein fernes Gewitter begleitet mich in den Schlaf. Am nächsten Morgen werde ich über das Gewitter aufgeklärt: Es waren explodierende Granaten, Kämpfe zwischen den Truppen von Geagea und Aoun, den beiden christlichen Widersachern, die mich in den Schlaf gelullt hatten.

Zwischen den Fronten

Einige der Passagen zwischen Ost und West sind offen, also nichts wie los: Wie geht es wohl dem Haus im Osten? Und viel wichtiger noch: den Freunden und Bekannten im Ostteil der Stadt? Schnell noch die Kanister ins Auto laden: Wenn es irgendwie möglich ist, die Strasse passierbar zwischen den beiden christlichen Fronten, die sich in den letzten Tagen heftig beschossen und dabei halbe Dörfer in Trümmer gelegt haben, werden wir auch die Familie in den Bergen besuchen und bei dieser Gelegenheit gleich die Kanister auffüllen.

Die Fahrt von einem Checkpoint zum andern ist unangenehm, die Ruinen und Trümmerhaufen bei der Hafenpassage bieten einen gespenstischen Anblick, und die beiläufigen Erklärungen und Bemerkungen meines Begleiters tragen nicht unbedingt zur Hebung der Stimmung bei: «Siehst du das Gebäude am Ende der Strasse, auf das wir jetzt zufahren? – Dort sitzen die Scharfschützen von Geagea drin.» (Oder war es Aoun?) «Ein Schuss ist tödlich auf 800 Meter Distanz.» «So, jetzt fahre ich wohl besser ein wenig schneller, die Brücke da ist ein wunder Punkt: Wir sind von beiden Fronten her in der Schusslinie.» Und später: «Verdammt, das gefällt mir gar nicht, wir sind das einzige Auto hier, dort drüben hocken sie, in diesem Haus», und als generelle Verhaltensmassnahme: «Wenn es zu knallen beginnt, dann hältst du den Mund und machst genau das, was ich dir befehle!» Die Aufforderung, den Mund zu halten, war eigentlich überflüssig: Ich sitze ja jetzt schon ziemlich stumm da, mit eingezogenem Kopf, und sauge heftig an meiner Zigarette.

Mein Gott, wie halten die Leute das nur aus! Für viele ist das ja schlichter Alltag, während ich wenigstens weiss, dass dies für mich eine ziemlich einmalige Erfahrung bleiben wird.

Jetzt beim Schreiben merke ich, wie mir das Erlebnis unter den Fingern zur Anekdote zerfliesst. Aber vielleicht ist das die einzige Möglichkeit, mit dieser Art von Grenzerfahrung und Absurdität einigermassen fertig zu werden: Ich erinnere mich an einen geselligen Abend in Beirut, an dem gemeinsam gesungen wurde, mit Unterbrüchen, während derer ein Witz den andern jagte. Hauptthema: die politischen «Führer» und Exponenten der verschiedenen Schutzmächte. Keiner wurde ausgespart, und auch die libanesische Mentalität und der Kriegsalltag wurden nicht geschont. Es war ein Abend mit befreiendem Gelächter.

Auf dem Weg in die Berge wird mein Begleiter ebenfalls nervös: Überall ist man daran, die Spuren der schweren Beschiessungen von letzter Nacht zu beseitigen. Grosse Erleichterung bei der Ankunft: Die Familie ist wohlauf, freut sich, auch den Sohn oder Bruder heil zu sehen. Alle haben viel zu erzählen, es wird gegessen, getrunken, gelacht, die Mutter besteht darauf, eine Partie Karten zu spielen.

Draussen schneit es in dichten Flocken, und bald sind die Pfirsichblüten unter einem dicken Mantel verschwunden.

Wieder in Ostbeirut

Alle Bekannten sind gesund, und auch A.'s Wohnung ist noch einmal ohne grössere Schäden davongekommen. Freunde haben die Glassplitter bereits weggeräumt, die Fenster mit Plastik abgedichtet, und auch die Rauchspuren, die brennende Autos hinterlassen hatten, sind von Decke und Wänden entfernt worden.

Heute ist es recht ruhig im Quartier, wir müssen uns nicht beeilen, um vor Anbruch

der Dunkelheit wieder im Westteil der Stadt zu sein. Wir installieren uns im Salon bei Freunden, eine Gaslaterne verbreitet Skihüttenstimmung. Die etwa sechs Männer im Raum diskutieren heftiger und hitziger, die Lautstärke steigert sich noch, wie sich ein weiterer Gast für ein paar Minuten zur Gruppe setzt. Auf der Rückfahrt übersetzt mir A. den Inhalt der Diskussion: Die Leute, die ich eben kennengelernt habe, bilden so etwas wie ein Quartierkomitee und versuchen, eine gewisse Infrastruktur aufrechtzuerhalten, da von Behörden nichts mehr zu erwarten ist.

Das Problem, das die Gemüter eben so erhitzt hat: Die Abfallhaufen türmen sich, stinken zum Himmel, Rinnsale sickern darunter hervor und drohen das Quartier langsam zu verseuchen. Kurz: Der Abfall sollte dringend abtransportiert werden, und dazu braucht es ein Transportfahrzeug. Private haben sich geweigert, ins Quartier zu kommen, in dem sich die christlichen Faktionen fast täglich schwere Kämpfe liefern. Mehr noch als die Kampfhandlungen, für die, so will es mir scheinen, manche Einheimischen eine Art Riecher entwickelt haben, fürchten sie die Unberechenbarkeit der Milizionäre und Soldaten: Wer mit dem Traktor herkommt, muss sich darauf gefasst machen, dass das Gefährt beim einen oder andern Checkpoint konfisziert wird, und es ist niemand da, um ihnen den Schaden zu vergüten oder den Verlust zu ersetzen.

Der Besucher eben war ein Milizionär der Forces Libanaises (FL), der sich anerboten hat, einen Traktor zu beschaffen. Das Angebot lässt die Gruppe gespalten zurück: Wie wird die FL die allfällige Annahme des Angebots politisch ausschlachten? Bei den Leuten im Quartier sind alle Mitglieder der Gruppe als integer bekannt, als keiner Partei zugehörig. Und nach der ganzen Aktion? Und die Gegenseite, die Partei von General Aoun? Zumindest muss man mit Repressalien rechnen: Die Fronten verlaufen hier so nahe, dass der Handel der andern Seite nicht verborgen bleiben kann, und es wäre nicht das erste Mal, dass ein derartiges Geschäft mit Gefangennahme und Verhören durch die Gegenpartei enden würde.

Die Diskussion führt zu keinem Ergebnis; fast zwei Wochen später, bei meiner Abreise, sind die Abfallhaufen immer noch dort, ein bisschen grösser und ein bisschen stinkender.

Hoffnung für den Libanon?

Nach zwei Wochen Aufenthalt im Libanon masse ich mir eine politische Analyse nicht an, zu verworren sind die immer wieder wechselnden Koalitionen und Klüngeleien.

In Gesprächen mit Libanesen und Libanesinnen kommt meist tiefer Pessimismus zum Ausdruck: Das Land ist so faktioniert, dass kaum mehr jemand an sein Wiederauferstehen glauben mag, und die schweren Kämpfe, die im Januar zwischen den beiden christlichen Faktionen von Geagea und Aoun ausgebrochen sind, haben den Pessimismus noch verstärkt, sind sie doch selbst für die abgebrühtesten Libanesen etwas vom Schlimmsten, was sie in den 15 Jahren Bürgerkrieg erlebt haben: Gegen tausend Tote innert zweier Monate, Tausende von Verletzten, unvorstellbare materielle Schäden, riesige Flüchtlingsströme innerhalb des Landes und Zehntausende, die den Libanon endgültig verlassen. Paradoxerweise sind es trotzdem gerade diese schweren Kämpfe, die allenfalls noch einen Hoffnungsschimmer bringen könnten: Nachdem vor allem von christlicher Seite während Jahren eine Propagandamaschinerie in Gang gehalten worden war, welche die muslimische Seite im schlechtesten Licht darstellte, kommen die Leute der verschiedenen Religionen jetzt plötzlich miteinander ins Gespräch, wenn auch gezwungenermassen: Auf der Flucht überqueren viele Christen in ihrer Verzweiflung und trotz aller Propaganda zum ersten Mal seit 15 Jahren die ominöse Grenze wieder, welche die beiden Stadtteile in Beirut voneinander trennt, und zu ihrem grossen Erstaunen stellen sie fest, dass sie nicht von Monstern, sondern von mitfühlenden, gastfreundlichen Menschen aufgenommen werden. Und hier liegt vielleicht noch eine kleine Hoffnung: Dass ein immer grösserer Teil der Zivilbevölkerung langsam das Gewebe von Propaganda zerreissen kann, das um sie aufgebaut wurde, die wahren Schuldigen an der libanesischen Tragödie erkennt und entsprechend aktiv wird, so wie das manche Leute in ihrem Leben und in ihrer Arbeit schon jetzt praktizieren.